Placebo-Effekt bei Parkinsonpatienten

Autor(en): **Kornacher, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Parkinson : das Magazin von Parkinson Schweiz = le magazine de Parkinson Suisse = la rivista di Parkinson Svizzera**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 87: **Wie Placebo bei Parkinson wirkt = Maladie de Parkinson et effet placebo = Come agisce il placebo nel Parkinson**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-815643

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Placebo-Effekt bei Parkinsonpatienten

«Placebos» nennt man Pillen ohne Wirkstoff. Dennoch zeigen sie Wirkung. Der so genannte Placebo-Effekt ist ein Phänomen, der auch bei Parkinson eintritt. Ärzte können ihn in der Therapie sogar nutzen. Lesen Sie Erstaunliches über den Placebo-Effekt.

Von Johannes Kornacher

Mit Zuversicht gegen Parkinson: Kanadische Forscher verabreichten Parkinsonkranken Medikamente gegen Parkinson. Die einen enthielten einen echten Wirkstoff, die anderen waren «leer», also von der chemischen Substanz her wirkungslos. Keiner der Patienten wusste, welche Sorte der Pillen er erhielt. Das Ergebnis des Versuchs verblüffte die Wissenschaftler: Die leeren Pillen lösten bei den Parkinsonpatienten die gleichen Abläufe im Gehirn aus wie die tatsächlichen Medikamente. Mit einem modernen Aufnahmeverfahren, der Positronen-Emissionstomographie (PET), konnten die Forscher den Placebo-Effekt im Gehirn ihrer Patienten nachweisen. Damit schafften sie eine Sensation: Bisher war man bei Placebos davon ausgegangen, dass sie das subjektive Empfinden des Patienten beeinflussen, also eine psychologische Wirkung haben. Tatsächlich aber haben sie eine physiologische Wirkung: Bereits die Erwartung einer Verbesserung kurbelte im Gehirn die Produktion der Neurotransmitter-Substanz Dopamin an.

Auch amerikanische Wissenschaftler haben einen starken Placebo-Effekt bei Patienten mit Parkinson beobachtet. An der Universität von Denver behandelten Forscher 30 freiwillige Patienten. Ihnen wurde gesagt, man werde ihnen fötale Zellen ins Gehirn spritzen mit dem Ziel, das Organ zu verjüngen. Die Patienten wussten, dass nur einige wirklich, andere nur zum Schein operiert würden. Zwölf von ihnen wurden embryonale dopaminerge Nervenzellen eingepflanzt. 18 Teilnehmer wurden ebenfalls in den OP-Raum geschoben und vorbereitet, aber nur zum Schein operiert, es fand keine Transplantation von Gewebe statt. Nach vier, acht und nach zwölf Monaten wurden bei allen Studienteilnehmern die Lebensqualität sowie weitere medizinische Fakten bestimmt. Die Daten ergaben bei beiden Gruppen eine Verbesserung der Lebensqualität. Die Forscherin Cynthia McRae berichtete, eine Teilnehmerin, die irrtümlich davon ausgegangen war, operiert worden zu sein, habe nach der Behandlung begonnen, Wanderungen zu unternehmen und Schlittschuh zu laufen. Sogar Ärzte, die nicht wussten, zu welcher Gruppe die Patienten gehörten, konnten eine Verbesserung deren Zustandes feststellen.

Noch weiter gehen die Untersuchungen des italienischen Neurologen Fabrizio Bendetti von der Universität Turin. Er und sein Team konnten erstmals den Placebo-Effekt auf der Ebene einzelner Gehirnzellen feststellen. Sie verabreichten zitternden Parkinsonpatienten eine harmlose Kochsalzlösung

und versicherten ihnen, ein wirksames Medikament zu erhalten. Dazu erwähnten sie beiläufig, das sich ihre Beweglichkeit bessern würde, was sich auch einstellte. «Die menschliche Vorstellungskraft», so Benedetti im Nachrichtenmagazin «Der Spiegel», «kann im Körper Mechanismen in Gang setzen, die denen ähneln, die von Medikamenten aktiviert werden.»

Die Beispiele zeigen: «Der Placebo-Effekt ist ein höchst reales Hirngespinst», so «Der Spiegel». Er hat eine biologische Entsprechung im Nervensystem und führt zu nachweisbaren Veränderungen im Körper. Im Falle von Parkinsonkranken erhöht er sogar die Produktion von Dopamin. Dem Placebo-Effekt ist jedoch auch eine Grenze gesetzt. Einerseits reicht sein Potenzial nicht, einen Kranken zu heilen, sondern kann nur seinen Zustand verbessern. Und weil er in bestimmten Hirnregionen wie etwa im Thalamus in Gang kommt, ist sein Potenzial bei Krankheiten, die diese Schaltkreise zerstören, wie etwa bei Alzheimer, auch geringer.

Der Placebo-Effekt, angelegt durch die Hoffnung des Patienten auf Besserung oder gar Heilung, ist an und für sich eine tolle Sache. Die entscheidende Rolle spielt dabei aber der Arzt. Studien haben nachgewiesen, dass Ärzte, die auf ihre Patienten eingehen und sie ausführlich informieren, mit weniger Medikamenten auskommen. Das trifft auf Schmerzmittel ebenso zu wie auf Antidepressiva.

Bei unheilbaren Krankheiten wie Morbus Parkinson ist das Potenzial des Placebo-Effekts langfristig eingeschränkt. Aber es ist unbestritten, dass der Arzt mit seiner Persönlichkeit, seiner Haltung und Kommunikationsweise einen positiven Einfluss auf den Krankheitsverlauf des Patienten hat. «Parkinsonkranke haben anfangs Angst vor der Zukunft», sagt der Tschugger Chefarzt und Neurologe Fabio Baronti. «Ein positiver Blick darauf, was möglich ist, ohne zu verharmlosen, und kleine Lösungen für den Alltag anbieten, das gibt ihnen wieder Vertrauen.» Dazu gehört, dass der Arzt zuhört und sich Zeit nimmt. Das Gespräch als Medizin statt der Abfertigung im Drei-Minuten-Takt – das erwarten die Menschen vom Arzt.

▲ Placebo wirkt im Gehirn: Es reagiert auf die Worte des Arztes, auf Eindrücke, Erwartungen oder Hoffnungen. In bestimmten Arealen bildet es körpereigene Stoffe wie etwa Morphine oder gar Dopamin. Diese binden sich an Nervenzellen und verändern die Symptome des Menschen. Das medizinische Potenzial der Placebo-Wirkung wird auf bis zu 40 Prozent geschätzt.

Bei Parkinsonkranken, die täglich die Tücken und Gemeinheiten der Krankheit erleben, ist es besonders wichtig, die positiven Aspekte des Alltagslebens zu betonen. «Als Arzt muss ich dem Patienten zu möglichst viel Lebensqualität verhelfen, und nicht deren Verlust erklären», sagt Baronti. «Sie haben die Papstkrankheit», klinge für einen Neuerkrankten doch viel besser als «da kommt einiges auf Sie zu.» Bei der Vermittlung von Informationen seien Rücksichtsnahme und Empathie seitens des Arztes wichtig, so Baronti. «Bei motivierten Patienten, die trotz ihrer Krankheit eine positive Haltung pflegen, scheint die Ausprägung der Beschwerden tatsächlich oft geringer zu sein.»

Die Ärzte müssten umdenken, verlangt der US-Kardiologe Brian Olshansky. Der Placebo-Effekt trage bis zu 40 Prozent zum Nutzen medizinischer Massnahmen bei, also müsse man ihn bewusst einsetzen. «Ein gefühlloser, unbeteiligter, technokratischer Arzt wird eine ‹Nocebo-Wirkung› erreichen», so Olshansky. Neurologe Baronti unterstreicht das. «So fühlt sich der Patient hilflos, was seine Beschwerden verstärkt.» Immer mehr Schulmediziner verstehen, dass sie einen Einfluss auf die Neurobiologie des Patienten haben. Sie erinnern sich an eine alte Weisheit: «Das Gespräch ist oft die beste Medizin.» ▪

Abends besser blaue Pillen

Placeboforscher haben festgestellt, dass Patienten bei Medikamenten durch visuelle Eindrücke verschiedene Erwartungen produzieren. Blaue Pillen etwa wirken schlaffördernd, gelbe anregend, und rote stärken das Herz. Markentabletten wecken stärkere Erwartungen als Nachahmerprodukte (Generika). Viermal Tabletten am Tag einzunehmen wirke besser als zweimal, und grosse Tabletten wirken besser als kleinere.